

Emanzipation, — und dem aristokratischen Zynismus eines Don Juan, der alle miteinander leugnet. In Hemingway lebt ein anderer Widerspruch. Er erklärt in seinem „A Farewell to Arms“ (*In einem andern Land*): „Solche abstrakte Worte wie Ruhm und Mut sind einfach obszön neben den konkreten Namen von Dörfern, Flüssen, den Nummern der Straßen und Regimenter, den Datierungen.“

Man sieht hier, wie ein Teil seines Wesens, seine hartgesottene Hälfte der großen Worte spottet, die sich als Schwindler erwiesen haben, indessen die andere Hälfte, sein „Parade“-Teil, verzweifelt nach einer neuen Gruppe von Phrasen sucht, die er dann vielleicht in dem spanischen „pundonor“ (Ehrensache) findet oder in dem mehr als romantischen Akzent, den er dem Lebensende gibt, und vielleicht in jener ganzen Sprache der Enttäuschung!

Die Wertskala der Hemingway und Byron steigt gleicherweise auf zu Leidenschaft, Tat und Gewalttat. Beide verehren den Sport, Byron zum Teil wegen seines Klumpfußes und seiner Erziehung zum Tory und Landedelmann. Die Fähigkeit gründlicherer Erwägungen geht beiden ab. Goethes oft zitiertes Wort über Byrons geistige und Denkfähigkeit gilt in einem gewissen Grade von Hemingway. Die Gleichgültigkeit vor jeder verstandesmäßigen Analyse ist ja mit ein Grund der besonderen Energie und fortreibenden Kraft in den Werken beider Dichter. Beide bewundern das adlige ritterliche Individuum (*Nothing ever happens to the Brave — Dem Tapferen stößt nichts zu*). Sie glauben an die höheren Fähigkeiten einer gezüchteten Kaste. Byron findet es in seinen etwas zweideutigen Fürsten aus dem Orient, Hemingway in seinen „Matadoren“. Eine echte Blutsverwandtschaft verbindet Manolo, den unbesiegten Stierkämpfer, mit den „Korsaren“ und dem „Gjaur“ Byrons. Die Verehrung einer hochgezüchteten, hochmütigen Kaste ist ganz natürlich bei einem Mann starker und positiver Gefühle. Ein solcher wird — ob ein Lord vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts oder ein „Mittlerer Westler“ aus dem zwanzigsten — keinerlei Gefallen an der Banalität bürgerlicher Kultur finden.

\*

Ich will hier nicht davon sprechen, inwieweit Hemingway, rein literarisch genommen, einer unserer besten amerikanischen Schriftsteller ist. Ich wollte nur hindeuten auf seine soziale Funktion, auf seine Bedeutung für die amerikanische Verhaltungstechnik. Wie Byron drückt er die Sehnsucht einer Generation aus, soweit sich diese wirklich verloren gibt und dabei doch zu einem Lebensweg aufblicken möchte, der bei allem noch Mut und „Farbe“ bietet. Byron wie Hemingway haben ein natürliches Können in der Schaffung einer Aura von Gewalttat, Laune, Unabhängigkeit. Sie schmeicheln der Vorstellung jener Leser, die (nach Charles du Bos wunderbarem Wort) „das Bedürfnis nach Tragik“ haben. Diese Sucht nach dem Schicksalhaften — *amor fati* —, dieses Hetzen hinter dem Gewalttätigen, Dunkeln, sogar der Vernichtung . . . ist eine glänzende, oft in der Wirkung schöne, aber doch klinisch deutliche Krankheit der Phantasie, auftretend in jedem sozialen Verfall. Und oft sind es gerade die hinreißendsten Schriftsteller einer Zeit — unser amerikanischer Robinson Jeffers kann da mitzählen —, die an dieser Krankheit leiden. Zu ihnen gehört zweifellos auch Ernest Hemingway.